

DEMOGRAFISCHE FORSCHUNG

Aus Erster Hand

Eine gemeinsame Publikation des Max-Planck-Instituts für demografische Forschung, des Rostocker Zentrums zur Erforschung des Demografischen Wandels, des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung, des Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und des Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital.

Editorial

Leitbild für Familien

Jeder kennt vermutlich aus eigener Erfahrung die Geschichten, dass die eigene (Ur-)Großmutter mehr als sechs oder sieben Kinder großgezogen hat. Es ist also noch gar nicht so lange her, dass sehr kinderreiche Familien eher die Norm als die Ausnahme waren. In den letzten Jahrzehnten aber hat sich das Idealbild einer Familie stark gewandelt: Mutter, Vater und zwei Kinder schien das populärste Modell zu sein. Doch gilt dies auch heute noch in Zeiten, in denen andere Familienformen und Paarbeziehungen gesellschaftlich akzeptierter sind?

Dieser Frage gehen auf den Seiten 1 und 2 Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel vom Wiesbadener Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung nach. Zu meiner eigenen Überraschung wurden zwei Kinder von rund der Hälfte aller Befragten weiterhin bevorzugt. Es hat sich also wenig am klassischen Familienbild geändert. Der Studie zufolge herrscht hinsichtlich dieses „Ideals“ sogar ein gewisser gesellschaftlicher Druck. In ihrer weiteren Analyse erhalten die Wiesbadener Forscherinnen interessanterweise ein ähnliches Ergebnis wie die Forschergruppe um Maria Rita Testa vom Vienna Institute of Demography, deren Ergebnisse auf Seite 3 dargestellt werden: Ein wichtiger Faktor für den eigenen Kinderwunsch ist die eigene Erfahrung als Kind: Wer selbst mit mehreren Geschwistern aufgewachsen ist, tendiert auch selbst dazu, sich mehr Kinder zu wünschen. Die Wiener Studie zeigt aber auch, dass der Einfluss des eigenen Elternhauses auf die gewünschte Kinderzahl weniger stark wurde, wenn man schon selbst ein Kind hatte.

Niedriges Geburtsgewicht ist ein bedeutender gesundheitlicher Risikofaktor für Neugeborene. Zudem stand es in der Vergangenheit auch in engem Zusammenhang mit einer suboptimalen kognitiven Entwicklung. Wie Mikko Myrskylä vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung mit Kollegen von der London School of Economics auf Seite 4 zeigt, besteht der kognitive Nachteil zwar weiterhin, hat sich aber in den vergangenen Jahrzehnten gravierend reduziert. Für die Autoren ist verbesserte medizinische Versorgung, insbesondere in der Intensivmedizin für Neugeborene, hierfür ausschlaggebend. Eine neue Studie aus Rostock zeigt nun jedoch, dass sich diese Nachteile in den vergangenen Jahrzehnten deutlich reduziert haben.

Roland Rau

Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung

Das Ideal der zwei Kinder

Wie kommt es zu Abweichungen von der Normfamilie?

Mutter, Vater, Tochter und Sohn – die Vorstellungen von der idealen Familie mit zwei Kindern hält sich in Deutschland bereits seit Jahrzehnten. Warum dieses Modell so beliebt ist, und wer sich dennoch dafür entscheidet, nur ein Kind, gar keine oder mehrere Kinder zu bekommen, untersucht eine neue Studie des Bundesinstituts für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden.

Großfamilien sind asozial, Kinderlose egoistisch? Oder ist Kinderlosigkeit heutzutage etwas ganz Normales und Familien mit vielen Kindern etwas Wunderbares? Wenn es um die eigene Wunschfamilie geht, sind neben sozialen Parametern wie Bildung oder Religion auch kulturelle Vorstellungen und Prägungen oft sehr bedeutsam. Dabei stellt spätestens seit der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Familie mit zwei Kindern das dominante Leitbild. Fast die Hälfte aller Mütter, die zwischen 1943 und 1977 geboren wurde, haben zwei Kinder. Wachsen die Geschwister gemeinsam auf, können sie sich gegenseitig beschäftigen, sich besser sozialisieren und sich im Erwachsenenalter gegenseitig unterstützen – so die gängigen Vorstellungen. Beiden Kindern könne zudem genügend Aufmerksamkeit geschenkt werden, und sowohl finanzielle als auch zeitliche Nachteile durch den Nachwuchs hielten sich im Rahmen.

Doch was bewegt Menschen dazu, von diesem Leitbild abzuweichen und bewusst kinderlos zu bleiben bzw. in kleineren oder größeren Familien zu leben? Dieser Frage gehen Sabine Diabaté und Kerstin Ruckdeschel vom Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung in Wiesbaden nach. Sie werteten dafür eine Befragung von 5000 Menschen im Alter zwischen 20 und 39 Jahren aus, in der diese ausführlich ihre Einstellungen zu Familie und der gewünschten Familiengröße angeben (Familienleitbildsurvey 2012). Auch in diesen jüngeren Generationen zeigt sich demnach deutlich, wie dominant das 2-Kind-Ideal nach wie vor ist. Fragt man nach der gewünschten Gesamtkinderzahl, zu der sowohl die bereits geborenen als auch die zusätzlich gewünschten Kinder zählen, gibt die Hälfte der Befragten zwei Kinder an. Ein Viertel hat oder möchte insgesamt

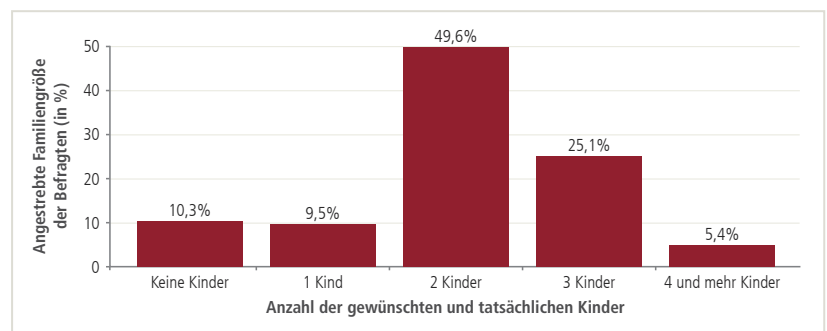


Abb. 1: Das Ideal von der vierköpfigen Familie besteht nach wie vor: Fast die Hälfte aller Befragten wünscht sich zwei Kinder. Quelle: Familienleitbildsurvey 2012, eigene Berechnungen



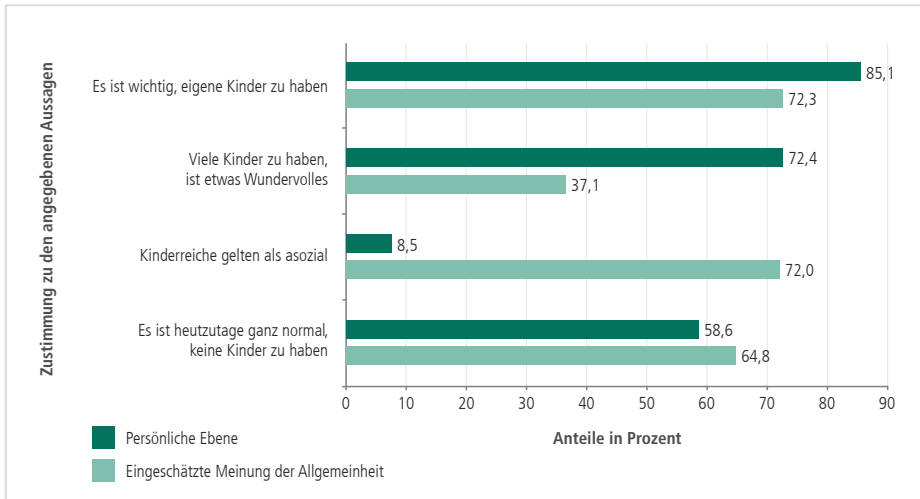


Abb. 2: Die eigene Meinung und die in der Gesellschaft wahrgenommene Meinung klaffen teilweise weit auseinander. Während nicht mal jeder Zwölfte selbst der Meinung ist, dass Kinderreiche asozial sind, glauben fast drei Viertel der Befragten, dass diese Meinung in der Gesellschaft vorherrscht. Quelle: Familienleitbildsurvey 2012, eigene Berechnungen

drei Kinder, je ein Zehntel will gar kein Kind oder nur eines, und fünf Prozent wünschen sich Großfamilien mit vier und mehr Kindern (s. Abb. 1). Wenn es nicht um die persönliche, sondern allgemein um die „ideale Kinderzahl“ geht, ist das Bild sogar noch klarer: Über 60 Prozent glauben, dass zwei Kinder die ideale Familiengröße in Deutschland sind. Immerhin gut 30 Prozent sehen das Ideal bei drei Kindern erreicht.

Gegenüber anderen Lebensentwürfen gibt es dagegen durchaus Vorbehalte: Fast jeder dritte Befragte meint, dass Kinderlose sich egoistisch verhalten. Und obwohl nur gut acht Prozent angeben, Kinderreiche seien ihrer Meinung nach asozial, so denken fast drei Viertel der Befragten, dass diese Meinung in der Gesellschaft vorherrsche (vgl. Abb. 2).

Je nachdem, wie viele Kinder die Befragten haben oder sich wünschen, sind solche Leitbilder unterschiedlich stark ausgeprägt. Kinderlose etwa zeigen eine eher negative Einstellung gegenüber Großfamilien und eine geringere Zustimmung zu der Aussage, dass Kinder „etwas Wunderbares“ seien (s. Abb. 3). Außerdem herrscht in dieser

Gruppe die Meinung vor, dass Kinderreiche nicht genügend Zeit hätten, sich um ihren Nachwuchs zu kümmern. Offenbar, so schlussfolgern die Autorinnen, glaubten in dieser Gruppe viele, dass Kinder eine sehr anspruchsvolle und umfassende Betreuung benötigten. Hier komme evtl. ein Leitbild in der Gesellschaft zum Tragen, wonach Kinder eine komplexe und kostspielige Lebensaufgabe seien, bei der man viele Fehler machen könne. In diesem Zusammenhang werde auch häufig eine frühe und umfassendere Kinderbetreuung abgelehnt, was die Vereinbarkeit von Beruf und Familie erschwert. Dieses gesellschaftliche Klima könne hemmend auf Kinderwünsche wirken, so die Autorinnen.

Befragte, die sich ein einzelnes Kind wünschen oder bereits haben, ähneln in ihren Leitbildern den Kinderlosen. Sie haben ebenfalls eine eher skeptische Einstellung zu kinderreichen Familien und halten Kinderlosigkeit für etwas Normales. Wichtig ist ihnen, dass Mütter erwerbstätig und unabhängig sind, was mit einem Kind leichter zu bewerkstelligen ist als mit mehreren.

Kinderreiche Eltern oder solche, die es werden wollen, neh-

men eine gegenteilige Einstellung ein, wobei sie durchaus wahrnehmen, dass sie sich damit außerhalb des Mainstreams befinden. So halten sie Kinder und Kinderreichtum für etwas sehr Positives und sehen Kinderlose als egoistisch an. Gleichzeitig vermuten sie in der Gesellschaft eine eher negative Einstellung zu Großfamilien und eine tolerante gegenüber Kinderlosigkeit. Tatsächlich aber sehen sie sich auch Kinderlose in einer Außenseiterposition: Während sie selbst ihr Dasein ohne Kinder als etwas Normales ansehen, nehmen sie in der Gesellschaft wiederum eine nicht so große Toleranz gegenüber einem Leben ohne Nachwuchs wahr. Ebenso stark wie die Einstellung zu Kindern, beeinflussen auch soziale Faktoren den Kinderwunsch. So sind es vor allem Verheiratete und Männer, die der 2-Kind-Norm entsprechen. Unterhalb der 2-Kind-Norm bleiben dagegen meist Westdeutsche, Ledige und wenig oder gar nicht religiöse Menschen. Großstädter wünschen besonders oft gar keinen Nachwuchs.

Den Wunsch nach vielen Kindern äußerten besonders häufig die jüngeren und gut gebildeten Menschen. Auch eine starke Religiosität spielt hier eine Rolle. Darüber hinaus sind das Einkommen und die eigene Sozialisation entscheidende Faktoren, wenn es um die endgültige gewünschte Familiengröße geht: Wer selber mit Geschwistern groß geworden ist, wird sich auch als Elternteil in der Regel mehr als ein Kind wünschen. Wer allerdings mit dem eigenen Einkommen gerade so oder nur schlecht auskommt, wünscht und hat häufiger nur ein Kind. Die Autorinnen vermuten, dass ein geringes Einkommen in diesem Fall begrenzend wirken kann, weil die Kosten für weitere Kinder gescheut werden.

Insgesamt zeigen die Analysen zu den Leitbildern, dass bei der Familiengröße ein gewisser kultureller Druck herrscht. Menschen, die weniger als zwei Kinder haben oder wünschen, verspüren ihn genauso wie Menschen, die gerne drei oder mehr Kinder hätten bzw. haben: Sie entsprechen nicht der Norm. Die beiden Autorinnen sehen hier Verbesserungsmöglichkeiten. Menschen, die mehrere Kinder haben, könnten demnach sozial und ökonomisch stärker unterstützt werden. Das würde möglicherweise auch dazu beitragen, sie vom Stigma der armen, wenn nicht gar „asozialen“ Großfamilie zu befreien. Auch das Stigma von Kinderlosen als einer irgendwie nicht vollwertigen und egoistischen Lebensform sollte familienpolitisch angegangen werden, indem man deren gesellschaftliche Potentiale und individuelle Wünsche noch stärker berücksichtigt. Darüber hinaus müsse geprüft werden, ob ein überfrachtetes Bild vom Elterndasein, das zahlreiche Ansprüche formuliert, nicht allzu oft einer Familiengründung im Wege steht, so die Autorinnen.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Sabine Diabaté

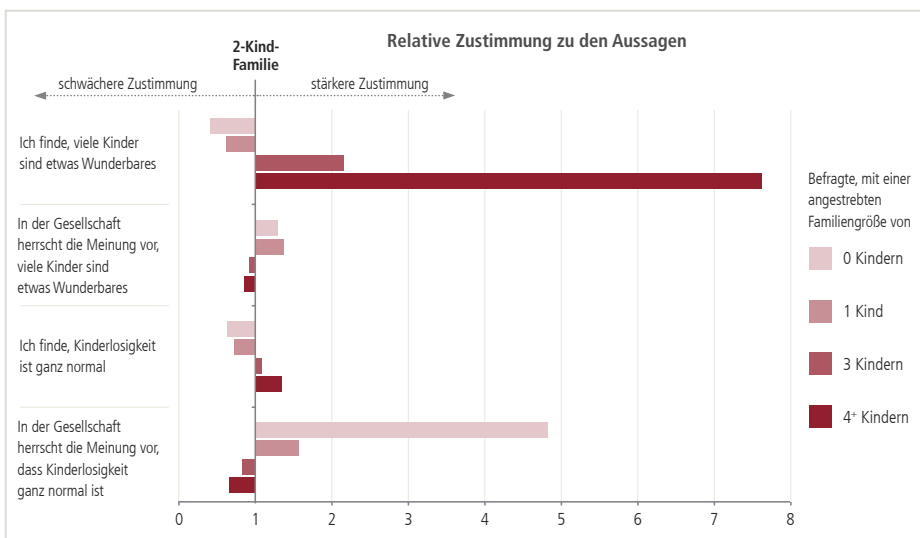


Abb. 3: Befragte, die von der 2-Kind-Norm abweichen, sehen sich in der Gesellschaft oft mit Vorurteilen konfrontiert. Während sie selbst ihr Familienmodell als etwas Normales oder Richtiges empfinden, vermuten sie bei anderen eine eher negative Einstellung dazu. Die angegebenen Werte sind relative Wahrscheinlichkeiten (Odds ratio) dafür, dass die Befragten den Aussagen mehr oder weniger stark zustimmen als Befragte, die eine 2-Kind-Familie wünschen. Quelle: Familienleitbildsurvey 2012, eigene Berechnungen

Literatur

Diabaté, S., K. Ruckdeschel:

Gegen den Mainstream – Leitbilder zu Kinderlosigkeit und Kinderreichtum zur Erklärung der Abweichung von der Zweikindnorm. In: Zeitschrift für Familienforschung 28(2016)3, 328-356.

Von Mutter zu Mutter

Wie die Bildung von Frauen die Aussicht auf Enkel beeinflusst

Wer gut gebildet ist, bekommt vergleichsweise weniger Kinder. Diesen Zusammenhang kennt man aus vielen Ländern. Eine neue Studie des Vienna Institute of Demography zeigt nun jedoch, dass gut gebildete Frauen sich im Schnitt mindestens genauso viele Kinder wünschen wie wenig gebildete. Auch eine hohe Bildung der zukünftigen Großmütter hat einen positiven Einfluss auf den Kinderwunsch.

Mütter sind im Kindesalter oft das Vorbild schlechthin und im Jugendalter ebenso häufig ein abschreckendes Beispiel dafür, wie man später auf gar keinen Fall sein möchte. Doch welche Rolle spielt sie für die Tochter, wenn diese im jungen Erwachsenenalter eine eigene Familie gründen will? Eine nicht unerhebliche, wie Maria Rita Testa vom Vienna Institute of Demography gemeinsam mit drei weiteren Kollegen herausgefunden hat. Sie haben Daten von gut 12.000 Frauen im Alter von 18 bis 49 Jahren ausgewertet. Die Befragten aus vier europäischen Ländern gaben im Rahmen des Generation and Gender surveys (GGS) nicht nur über den eigenen sozioökonomischen Status, sondern auch über den ihrer Mütter Auskunft. Tatsächlich zeigte sich dabei, dass es einen starken Zusammenhang zwischen der selbst erlebten Familie und der gewünschten Familie bei den Frauen gibt – und zwar in allen vier Ländern, die Gegenstand der Analyse waren. Mit Österreich, Bulgarien, Norwegen und Italien hatten die Wissenschaftler vier Länder mit sehr unterschiedlichen Geburtenraten, Wohlfahrtsstaatsmodellen, Rollenbildern und unterschiedlich starker Einbindung der Frauen in den Arbeitsmarkt ausgewählt. So konnten sie ihre Grundannahme, dass sich eine hohe Bildung und eine Erwerbstätigkeit der Mutter positiv auf den Kinderwunsch der Tochter auswirkt, auf breiter Basis prüfen.

Maria Rita Testa und ihre Kollegen verwendeten ein so genanntes „Zero-inflated poisson Modell“, um unter der Berücksichtigung von verschiedenen Merkmalen, wie Alter, Familienstatus und Beschäftigungsstatus die Chancen zu berechnen, dass sich Frauen ein (weitere) Kind wünschen und wie viele sie sich im Schnitt wünschen.

Dabei zeigte sich, dass die Zahl der Geschwister einen großen Einfluss darauf hat, wie viele Kinder eine Frau selbst haben möchte. Hatte die eigene Mutter drei Kinder oder mehr bekommen – waren also zwei Geschwister da – so wünschten sich die Töchter zwar nicht häufiger als andere Befragte Kinder, aber sie wünschten mehr Kinder als der Durchschnitt. Ein Effekt, der schon häufiger festgestellt wurde und der hier vor allem bei den noch kinderlosen Frauen stark ausgeprägt war. Für Frauen, die zum Zeitpunkt der Befragung bereits ein Kind hatten, ist anscheinend die Elternerfahrung wichtiger als die Erfahrungen aus der eigenen Kindheit oder Jugend. Hier zeigte sich ein anderer, bisher kaum beschriebener

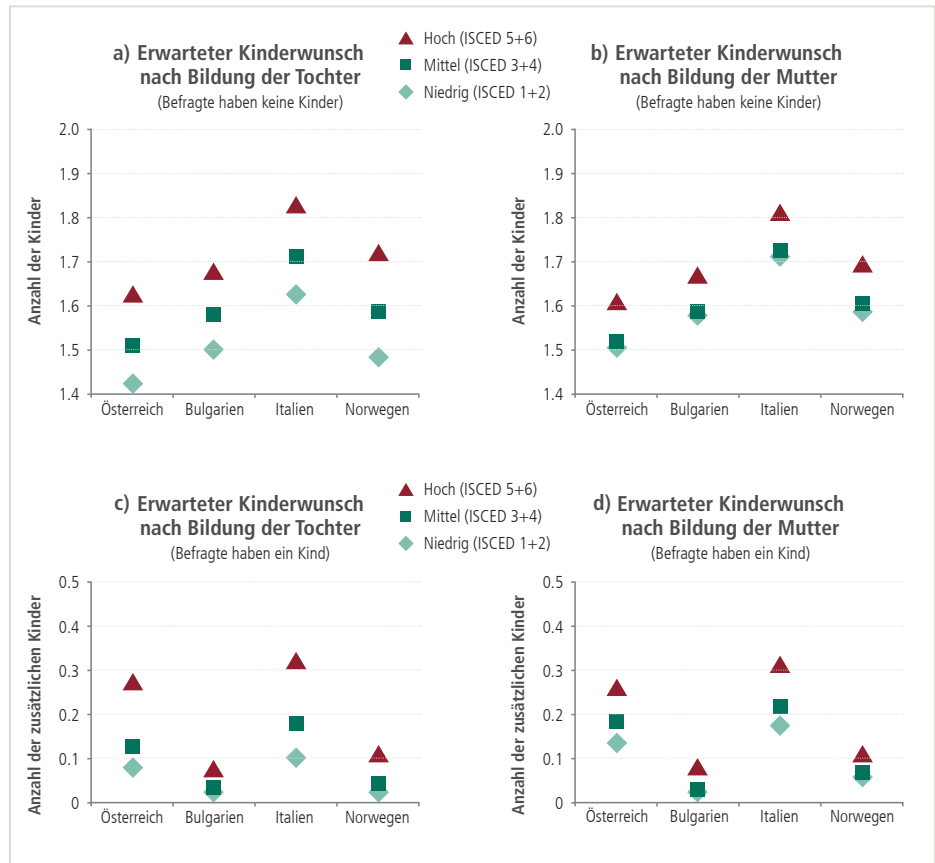


Abb. 1: Nicht nur die Bildung der befragten Frauen selbst, sondern auch die Bildung ihrer Mutter hat einen Einfluss darauf, wie groß die Wunschfamilie ist. Quelle: GGS, eigene Berechnungen

Zusammenhang mit dem Leben der Mutter: Denn die Wahrscheinlichkeit, dass die Befragten sich ein weiteres Kind wünschten, sowie die durchschnittliche Anzahl der gewünschten Kinder, war größer, wenn die „Oma“ dieser Wunschkinde eine hohe Bildung hatte (s. Abb. 1 b+d). Oder anders formuliert: Hat eine Frau eine hohe Bildung, so steigt die Wahrscheinlichkeit, dass ihre Tochter sich mindestens zwei Kinder wünscht. Darüber hinaus hatte auch die eigene Bildung einen positiven, wenn auch einen statistisch weniger bedeutenden Effekt auf die Wahrscheinlichkeit, dass ein (weitere) Kind gewünscht wird (s. Abb. 1a+c). Die Frage, ob die Mutter in den eigenen Jugendjahren erwerbstätig war, hatte entgegen der ersten Annahme jedoch keinen Einfluss auf den späteren Kinderwunsch.

Der positive Zusammenhang zwischen hoher Bildung und dem Wunsch nach Kindern steht im Widerspruch zu bisherigen Studien, die bei Frauen mit hoher Bildung

eine niedrigere Geburtenrate festgestellt haben. Eine mögliche Erklärung für den positiven Zusammenhang von Bildung und Kinderwunsch sehen die Autoren in dem besseren sozioökonomischen Status, der es den Befragten eher erlaubt, die zeitlichen und finanziellen Ressourcen für ein (weitere) Kind aufzubringen.

Mitautorin der wissenschaftlichen Studie:
Maria Rita Testa

Literatur

Testa, M. R., V. Bordone, B. Osiewalska, V. Skirbekk:

Are daughters' childbearing intentions related to their mothers' socio-economic status? Demographic Research 35(2016)21, 581-616.

DOI: 10.4054/DemRes.2016.35.21

Bessere Aussichten für zarte Babys

Kognitive Nachteile durch ein geringes Geburtsgewicht sind viel kleiner geworden

Wenn Kinder bei ihrer Geburt weniger als zweieinhalb Kilogramm wiegen, haben Eltern oft die Sorge, dass dies im weiteren Leben zu Nachteilen führt. Viele Untersuchungen konnten bereits zeigen, dass die kognitive Fähigkeit dieser Kinder in der Regel schlechter ist als bei Altersgenossen, die mit Normalgewicht zur Welt gekommen sind. Eine neue Studie aus Rostock zeigt nun jedoch, dass sich diese Nachteile in den vergangenen Jahrzehnten deutlich reduziert haben.

In Großbritannien hat sich der Unterschied zwischen den normal- und untergewichtig geborenen Kindern demnach in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mehr als halbiert. Das zeigen Mikko Myrskylä vom Max-Planck-Institut für demografische Forschung sowie Alice Goisis und Berkay Özcan von der London School of Economics and Political Science anhand von drei großen Geburtensurveys in Großbritannien. Im Fachmagazin *Proceedings of the National Academy of Science (PNAS)* beschreiben die Forscher, wie sich die Situation für untergewichtige Säuglinge von 1958 bis 1970 leicht und bis 2001 sehr stark verbessert hat (s. Abb.1). In den Erhebungen sind neben dem Geburtsgewicht auch das Ergebnis eines kognitiven Tests zu Sprachfähigkeiten angegeben, den alle Studienteilnehmer im Alter von zehn bis elf Jahren absolvierten. Auch Informationen zur Mutter und zur Familie wurden erfasst. Grundsätzlich zeigte sich, dass Kinder mit geringem Geburtsgewicht eher in sozial schwachen Familien geboren werden. Mädchen, Erstgeborene sowie Kinder von Müttern, die nicht stillten und während der Schwangerschaft nicht gut auf ihre Gesundheit

achteten, sind demnach besonders häufig unter den untergewichtigen Säuglingen. Doch auch wenn diese und weitere Faktoren wie etwa das Alter der Mutter bei der Geburt, ihr Bildungsgrad, ihr sozialer Status und ihr familiäres Umfeld in den drei Erhebungen berücksichtigt wurden, blieb das Ergebnis der Studie im Wesentlichen unverändert: Bei den Probanden, die 1958 oder 1970 mit einem sehr niedrigen Gewicht geboren wurden, waren die Resultate der Sprachtests deutlich schlechter als bei gleichaltrigen Kindern, die ein normales Geburtsgewicht hatten. Bei Kindern, die zwischen 2000 und 2002 geboren wurden, waren die entsprechenden Unterschiede bei den sprachlichen Fähigkeiten zwar immer noch vorhanden, aber deutlich geringer. Das ist umso erstaunlicher als bei den jüngsten Geburtenjahrgängen (2000-2002) mehr Kinder ein extrem niedriges Geburtsgewicht und damit besonders schlechte Bedingungen hatten. Aufgrund des medizinischen Fortschritts stieg der Anteil der Babys, die bei ihrer Geburt weniger als eineinhalb Kilogramm wogen von 0,1 Prozent im Jahr 1958 auf 0,7 Prozent in den Jahren von 2000 bis 2002. Insgesamt könne davon ausgegangen werden, dass im Jahr 1958 bei den untergewichtigen Kindern nur die gesündesten und stärksten überlebt hätten, während um die Jahrtausendwende auch Kinder überlebten, die wenige Jahrzehnte zuvor noch keine Chance gehabt hätten, schreiben die Autoren. Obwohl es also sehr wahrscheinlich ist, dass der Zustand der zwischen 2000 und 2002 geborenen untergewichtigen Babys schlechter war als bei den 1958 geborenen, sind ihre Ergebnisse beim Sprachtest deutlich besser.

Die Autoren führen diese positive Entwicklung vor allem auf die bessere medizinische Versorgung zurück: Ab 1970 ist in Großbritannien die Intensivmedizin für Neugeborene eingeführt

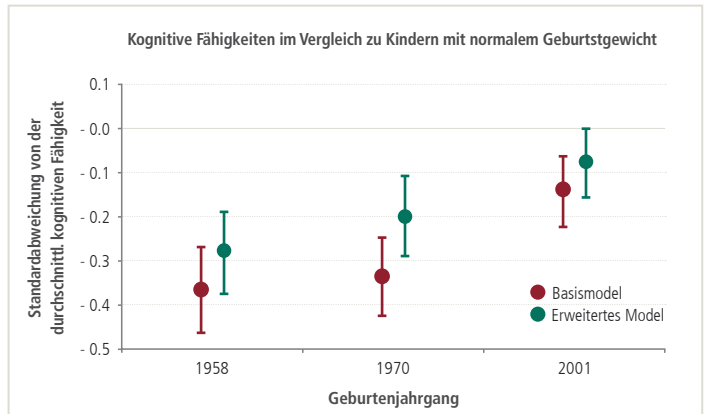


Abb. 1: Deutlicher Rückgang der kognitiven Nachteile: Im Basismodell wird berücksichtigt, ob es sich um das erste Kind handelt und welches Geschlecht es hat. Im erweiterten Modell werden darüber hinaus auch soziokulturelle Merkmale der Mutter erfasst und eingerechnet. Quelle: NCDS 1958, BCS 1970, MCS 2001, eigene Berechnungen

worden. Nach und nach wurden bessere Medikamente entwickelt, es wurden Beatmungsgeräte für Säuglinge bereit gestellt und das Monitoring von Neugeborenen eingeführt. Das hat dazu geführt, dass einer Schädigung des Gehirns besser vorgebeugt werden konnte. Dennoch sind die Nachteile eines geringen Geburtsgewichts auch in den jüngsten Jahrgängen (2000-2002) noch nicht verschwunden.

Um zu verstehen, wie stark sich ein geringes Geburtsgewicht auch heute noch auf die weiteren Lebenschancen auswirkt, wäre es sinnvoll, auch den Einfluss auf weitere Fähigkeiten der Betroffenen zu untersuchen – und auf andere Lebensphasen auszudehnen. So sei weiterhin unklar, schreiben die Autoren, ob die Beeinträchtigungen durch ein geringes Geburtsgewicht nur in der Kindheit oder auch im Erwachsenenalter zurückgegangen sind.

Mitautor der wissenschaftlichen Studie:
Mikko Myrskylä

Literatur

Autoren: Goisis, A., B. Özcan, M. Myrskylä:
Decline in the negative association between low birth weight and cognitive ability. *Proceedings of the National Academy of Sciences of the United States of America (PNAS)*, 114(2107)1, 84-88.
DOI: 10.1073/pnas.1605544114

Impressum

Herausgeber: James W. Vaupel, Max-Planck-Institut für demografische Forschung, Rostock
in Kooperation mit
 • Gabriele Doblhammer, Rostocker Zentrum zur Erforschung des Demografischen Wandels, Rostock
 • Norbert F. Schneider, Bundesinstitut für Bevölkerungsforschung, Wiesbaden
 • Wolfgang Lutz, Vienna Institute of Demography / Austrian Academy of Sciences und Wittgenstein Centre for Demography and Global Human Capital, Wien
ISSN: 1613-5822
Verantwortlicher Redakteur: Roland Rau (V.i.S.d.P.)
Redaktionsleitung: Tomma Schröder
Wissenschaftliche Beratung: Katja Köppen, Roland Rau
Technische Leitung: Silvia Leek
Layout: Maike Kehler
Druck: Druckerei Weidner GmbH, 18069 Rostock
Anschrift: Max-Planck-Institut für demografische Forschung
 Konrad-Zuse-Str. 1, 18057 Rostock, Deutschland
Telefon: (+49) 381/2081-143 **Telefax:** (+49) 381/2081-443
E-Mail: redaktion@demografische-forschung.org
Web: www.demografische-forschung.org
Erscheinungsweise: viermal jährlich

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht notwendigerweise die Meinung der Herausgeber oder der Redaktion wieder. Der Abdruck von Artikeln, Auszügen und Grafiken ist nur für nichtkommerzielle Zwecke bei Nennung der Quelle erlaubt. Um Zusendung von Belegexemplaren wird gebeten.



Max-Planck-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften e.V.

Kontakt:

sekmyrskyl@demogr.mpg.de | Max-Planck-Institut für Demografische Forschung